Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 51 (1947-1948)

Heft: 5

Artikel: Das "Delhi-Durbar" : Schilderung eines der grössten Feste im zauberhaften Indien

Autor: Erzinger, H.R.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665125

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DAS «DELHI-DURBAR»

Schilderung eines der grössten Feste im zauberhaften Indien. Von H. R. Erzinger.

Anläßlich meiner Indienreisen fand ich einmal die Gelegenheit, dem großen, einzigartigen und mir unvergeßlichen „Delhi-Durbar"-Fest beizuwohnen. Schon auf der Herreise hörte ich davon munkeln, und da auch mein Schiffskollege Wickham nicht übel Lust verspürte, sich die Sache anzusehen, beschlossen wir, die Bahnfahrt dort hinauf zu wagen. Leider war der Zug dermaßen überfüllt — Sitzplätze gab es längst keine mehr, und die Fenster waren so dicht belagert — daß keine Möglichkeit bestand, einen Blick in die, wie uns versichert wurde, schönste Landschaft Nordindiens zu tun.

Am Bestimmungsort angekommen, war die erste Aufgabe, uns aus der ungeheuren Menschenmenge, die sich dort bereits zusammengefunden hatte, herauszuarbeiten, was uns, und dies trotz der enormen Hitze, schließlich auch gelang. Hunderttausende von Menschen aus ganz Indien, von Ceylon her sogar, die weder die äußerst beschwerliche, mehrere tausend Meilen befragende, zu Fuß zurückzulegende Strecke, noch all das damit verbundene Ungemach scheuten herzuwandern, waren da zusammengeströmt, um einzig und allein das große Durbar zu sehen. — Wir hatten uns kaum in einem der vielen Teehäuser zu einem „Drink" niedergelassen, um die ausgedörrten Kehlen zu netzen, als Trompetensignale ertönten, denen die Menge mit einem vielhunderttausendstimmigen Freudengeheul antwortete. Schleunigst „ellbogten" wir unsern Weg ins Freie, erreichten die Hauptstraße und hatten uns eben an einer günstigen Stelle postiert, als auch schon zu unserer Linken, etwa 100 Meter entfernt, ein Elefant von seltener Größe auf der Bildfläche erschien. Die auf seinem Rücken befestigte „Howdah", vom Ausmaß eines vierplätzigen Autocoupés, bestand größtenteils aus Elfenbein und Gold (jedoch offenbar nur vergoldet) und mußte eine Unsumme Geldes gekostet haben. In dieser „Howdah" saßen die Fürsten (Maharadschas) der Provinzen Rewa und Gwalior, welch erstern die Menge nie endenwollende Ovationen darbrachte. Aus purem Golde bestanden jedoch die Ornamente, mit denen die Spitzen der schneeweißen Stoßzähne des mächtigen Dickhäuters dekoriert, oder besser gesagt „beschlagen" waren, und um seinen dicken Hals schlang sich eine Kette von auf ein dunkelrotes Band gefaßter Perlen. Dieser Elefant schien sich der Ehre, die ihm angetan wurde, vollauf bewußt zu sein, wovon allein schon die würdevolle Haltung, mit der er daherschritt, zeugte. Ihm folgten vier ebenfalls sehr reich geschmückte „Artgenossen" und diesen dann die fünfzehn Staatselefanten (Tradition) von Rewa und Gwalior, welche jeweils, nebst einer wertvollen Menge von echtem Edelsteinzierrat, noch mit den betreffenden Landesfarben in Seide behangen waren. Auf der breiten Stirn trug ein jeder der fünfzehn Kolosse einen taubeneigroßen, in Gold gefaßten Rubin, der in der gleißenden Sonne ganze Bündel von Blitzen ausstrahlte. Noch folgten im Zuge mindestens hundert mehr oder weniger reich dekorierte Elefanten, durchweg Prachtstiere an Gestalt und Größe, und Tausende fanatisch gekleideter Höflinge, Amtspersonen usw., an deren Kostümen man sich kaum sattsehen konnte, gaben dem Ganzen ein eigenartiges, farbigschönes Gepräge. Das nächste Bild, das sich vor unsern Augen entfaltete, setzte sich aus sechs der anmutigsten, mit herrlichen Blumen geschmückten Kindergruppen zusammen, die, während der Umzug einen kurzen Halt machte, zierliche Tänze aufführten. Hernach zogen eine Anzahl Schlangenbeschwörer auf, welchen ich persönlich zwar weniger Beachtung schenkte als den Fakiren, deren Zauberkunststücke ans Unglaubliche grenzten. Da wäre in erster Linie der „Starre-Seil-Trick" zu nennen, jenes bis dato noch von keinem noch so pfiffigen Gelehrten gelöste Rätsel, bei dem der Fakir das eine Ende eines auf dem Boden aufgeringelt liegenden Seiles etwa fünf Meter hoch aufwirft und das dann gleichzeitig dermaßen erstarrt, daß ein Junge, um die Zu-

schauer hinsichtlich der absoluten Stabilität des bolzgerade in die Luft ragenden Seiles zu überzeugen, ein paar Meter daran emporklettern kann. Auf des Zauberers Pfiff läßt sich der Junge wieder herunter, das Seil erschlafft und fällt in sich zusammen. Das nächste Rätsel: ein anderer Fakir, an Gestalt ebenso lang und mager wie alle seinesgleichen, stellte ein weitbauchiges Glasgefäß — wie solche bei uns zum Halten von Goldfischen dienen— das er bis dahin, über einen Stoß gestülpt, über der Schulter getragen hatte, auf die staubige Straße, und das Gefäß, als wäre es bodenlos und stünde über einer munter gurgelnden „Weinquelle", füllte sich augenblicklich mit Wasser von dunkelroter Färbung. Hierauf deckte er unter monotonem Absingen uns unverständlicher Worte das Gefäß mit einem weißbestickten, gelben Tuch auf die Dauer weniger Sekunden zu, und als er es wegnahm, entflatterten dem inzwischen wieder leer gewordenen Glas etwa ein Dutzend grünfarbener Schmetterlinge von übernatürlicher Größe. — Aus dem Rüssel eines Elefanten zog derselbe Tausendkünstler erst einige kleine Blumenbukette, hernach bunte Papierschlangen, und zum Schluß entflogen dem plötzlich gen Himmel gerichteten Riechorgan des Dickhäuters fünf schwarz und weiß gefleckte Tauben, die sich rasch erhoben und in der Ferne verschwanden. Wieder setzte sich der Zug in Bewegung, hielt jedoch noch mehrere Male an, wobei immer wieder andere Fakire, diese Geschicktesten aller Magier, dem erstaunten Publikum neue Rätsel und Wunder auftischten. Den Schwarzkünstlern reihte sich eine große Menge von Bauern an, deren mitgeführtes, hübsch aufgeputztes und bekränztes Vieh in über den Rücken hängenden großen Körben die schönsten Exemplare von Feld- und Baumfrüchten zur Schau trugen. Auch sahen wir die unförmigen, von den Bauern selbst verfertigten landwirtschaftlichen Geräte, die zwar ihrem jeweiligen Zweck genügen mochten, uns aber, die wir eher an den Anblick moderner Maschinen gewöhnt waren, ein stilles Lächeln abnötigten. Den Schluß der gewaltigen Prozession, die sich schon über zweiundeinhalb Stunden dahinzog, bildete eine unabsehbare Reihe festlich gekleideten Volkes, dem dann aber noch mehrere hundert Parias, jene Armen, Ausgestoßenen, folgten.

Um zu einem Mittagessen zu gelangen, wanden wir uns, so gut es eben ging, aus der Menge heraus und erreichten „allmählich" ein in einer Seitengasse situiertes, kleines Hotel, in welchem wir, trotz des Festes, überraschend billig und tadellos an „Chickencurry with rice" und gesäuerten Mangoes dinierten.

Der zweite Teil des Festes, bestehend aus einem Elefantenturnier, war auf den Nachmittag (3½ Uhr) angesetzt und fand, wie uns erklärt wurde, auf einer eigens dazu hergerichteten, mit Sand bedeckten „Arena" (wozu eine weite, öde Fläche diente) außerhalb Delhis statt. Wir machten uns beizeiten auf und hatten gerade noch Glück, zwei der schon lange vor dem Beginn heiß umstrittenen Sitzplätze erobern zu können. Wir hatten es günstig getroffen, denn von der betreffenden Stelle aus gab es einen unbehinderten Ausblick auf den Turnierplatz, auch konnten wir die an dessen gegenüberliegenden Enden sich zum Kampf rüstenden gegnerischen „Horden" beobachten. Eine jede derselben zählte fünfzig Elefanten, und auf dem Genick eines jeden saß ein Mahout (Kampfreiter, zugleich aber auch Wärter des betreffenden Elefanten). In der Regel sind Elefant und Mahout einander sehr zugetan, was daher kommt, daß der letztere sozusagen seine Lebenszeit der Betreuung des erstern widmet. Die beiden trennen sich nur in den seltensten Fällen. Ihre gegenseitige Verbundenheit, fast könnte man es Liebe nennen, ist oft geradezu rührend. Der Mahout wird nie müde, seinem großen Freunde alle erdenklichen Gefälligkeiten zu erweisen, wie dessen dicke, harte Haut öfters mit Oel einzureiben, so daß sie geschmeidig bleibt, die Stoßzähne blendend weiß zu erhalten (worauf der Elefant sehr stolz sein soll) die Füße von Schmutz zu befreien, die Zehen von Zeit zu Zeit zu beschneiden und vergißt nie, ihm, wenn immer möglich, kleine Leckerbissen zukommen zu lassen. Und des Nachts schläft ein Mahout stets dicht bei seinem großen Freunde.

Allem Anschein nach wußten die Tiere ganz genau, um was es sich handelte, denn viele von ihnen trompeteten, mit hocherhobenen Rüsseln,

gleich drohenden Herausforderungen, gegen das „feindliche" Lager hinüber. Endlich wurde das Zeichen zum Angriff gegeben, und mit unvorstellbarer Wucht — das Gestampfe ließ den Boden förmlich erzittern — stürmten die grauen Kolosse unter dem ohrenbetäubenden Geschrei der Mahouts auf einander los, die riesigen Stoßzähne wie Bajonette bereit, dem Gegner tiefe Wunden beizubringen. In mehreren Fällen war der Anprall der aufeinander stoßenden Kämpfer so stark, daß die Mahouts in weiten Bogen von den Tieren herabgeschleudert und in der Hitze des Gefechtes zertreten wurden. Ein furchtbares Gemenge entstand, wobei die in grenzenlose Wut geratenen Elefanten ein in weitem Umkreis hörbares Brüllen von sich gaben, das einen erschaudern ließ. Da benützte einer den Augenblick, um dem andern seine gefährlichen Stoßzähne in den Leib zu bohren, und dort rangen zwei mit in einander verschlungenen Rüsseln mit einander, im Versuch, sich zu Boden zu bringen. Fällt dann einer der Kombattanten und liegt er im Sande, so wird der Stärkere keinen Moment säumen, dem Unterlegenen den Todesstoß zu versetzen und sich erst beruhigen, wenn jener auch wirklich erledigt ist.

Der ganze furchtbare Kampf dauerte ungefähr anderthalb Stunden und endete mit im ganzen 29 Gefallenen. Ich für meinen Teil wäre diesem blutigen Schauspiel — hätte ich geahnt, wie die Sache verlief — lieber fern geblieben; denn dadurch erlitt der vorzügliche Eindruck, den der herrliche Umzug vorher auf mich gemacht hatte, eine erhebliche Einbuße. — Da der wiederum überfüllten Bahnzüge wegen an eine Rückkehr nach Kalkutta an jenem Abend nicht mehr zu denken war, blieb uns nichts anderes übrig, als in Delhi zu übernachten, und in jenem Hotel erzählte man uns, daß das „Durbar" (sprich Dürbar), welches wir eben gesehen hatten, nur ein Kinderspiel gewesen sei gegen jenes, das im vorhergehenden Jahre der Maharadscha von Haiderabad (einer der reichsten Fürsten Indiens) anläßlich seines Jubiläums in Szene setzen ließ und das rund eine Million Pfund gekostet haben soll. Vierzigtausend Gäste sollen zu dem Fest eingeladen gewesen sein und am Turnier über zweihundert der auserlesensten Elefanten teilgenommen haben.

Ich erwarte den Winter

Von Ruth Blum.

Wie, der Sommer soll schon über alle Berge sein? Ich kann es nicht glauben, ich tue, als wäre er immer noch da. Lange weigere ich mich, dicke Strümpfe anzuziehen, weigere mich auch, meinen sommerlichen Arbeitsraum, das sogenannte Solarium, mit der Winterstube zu vertauschen. Denn es gibt im Solarium ein Oberlicht, in das ich rein vernarrt bin, ein Dachfensterlein, das sich öffnet in den blauen Himmel hinein ...

Freilich, in diesen abscheulichen kühlen und grauen Tagen blinzelt mich kein blauer Himmel an! Nur der Herbstregen hämmert auf die Scheiben. Und durch die Fensterfugen schleicht sich ein unfreundliches Lüftlein ein und kitzelt mich hinten im Nacken. Aber ich schere mich nicht darum. Ich will auch nicht merken, daß meine Füße auf dem roten Steinboden erstarren, daß von den weißgetünchten Mauern der wahre Gletscherhauch strömt. Solange bin ich gegen alle Herbstlichkeiten blind und taub, bis es mich eines Tages im Halse kratzt und würgt, bis meine Augen tränen und meine Nase tropft. Und da begreife ich endlich, daß mein Freund, der Sommer, verschwunden ist, und daß der böse General Winter vor der Türe steht. Schon streifen seine Vorhuten — Regen, Wind und Frost — ums Haus und zerstören meines Gartens bunten Blumenflor ...

Allein, ehe ich mich mit dem Eiszapfenfürst in einen Kampf aufs Messer einlasse, muß ich durchaus günstigere Stellungen beziehen und mich in einem besseren Gelände verschanzen. Adee — die schlimme Zeit fängt wieder an. Mein Rückzug auf die Winterlinie erfolgt etwas überstürzt, weil die feindliche Heeresgruppe Pfnüsel mich hart bedrängt. „Sauve qui peut!" lautet meine Parole. Immerhin bringe ich mein